

Ein Edelmarder

Roman
von Egbert Carlsjen

(9. Fortsetzung.)

Erich, dem der verhängnisvolle Stempel anhängen war und der keine Ahnung davon gehabt hatte, daß ihn das Couvert verraten könnte, war so überrascht, daß er die Antwort schuldig blieb, und als sein Vater jetzt mit einem kurzen: „Ger mit dem Brief!“ die Hand ausstreckte, mit niedergeschlagenen Augen das Schreiben auslieferte. Der Oberförster las laut den Inhalt:

„Euer Hochwohlgebornen werden entschuldigen, daß ich Sie mit diesen Zeilen belästige. Sie haben mir aber vor sechs Wochen versprochen, daß ich die zweihundert und fünfzig Thaler, welche Sie mir schulden, noch vor Semesterluß erhalten sollte, und nun sind Sie abgereist, ohne die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Ich kann aber nicht länger warten und muß Sie daher dringend bitten, mir mein Geld umgehend zu schicken, widrigenfalls ich mich gezwungen sehe, zu anderen Mitteln zu greifen. Vergessen Sie nicht, daß ich einen Ehrenschein von Ihnen in Händen habe.“

Hochachtungsvoll ergebend
Arthur Leysohn.

„Das also ist die Duellaffaire?“ fragte der Oberförster mit gerunzelter Stirne.

„Verzeihung, Vater —“ begann Erich, aber der Oberförster fiel ihm in's Wort: „Du hast mich belogen, Du hast mein Vertrauen getäuscht — das tut mir sehr weh. Wüßtest Du, wie tief mich das schmerzt, so hättest Du es vielleicht nicht getan. Daß Du Schulden gemacht hast, trotz meiner Warnungen und Ermahnungen, trotz der dringenden Bitten Deiner seligen Mutter, tann ich Dir verzeihen, so leid es mir tut, aber diese Lüge von heute Morgen, diese mit Frechheit und Gewandtheit dargebrachte Lüge werde ich lange nicht vergessen können. Mit dem Manne da —“ der Oberförster wies auf die Namensunterschrift Leysohn's — „werde ich selbst in Korrespondenz treten. Hast Du noch mehr Schulden? Jetzt aber die Wahrheit!“

„Ja“, antwortete Erich kleinlaut.

„Wieviel?“

„Es mögen immerhin noch hundert und fünfzig Thaler zusammenkommen.“

„Also im Ganzen vierhundert Thaler.“ fuhr der Oberförster fort, „das ist der dritte Teil meines jährlichen Gehaltes, eine für unsere Verhältnisse große Summe. Trotzdem werde ich die Posten bezahlen, schreibe sie mir genau auf und sei klug genug, sie nicht zu vergessen. Ob ich Dich aber weiter studieren lasse, muß ich mir noch überlegen, das hängt davon ab, ob Du nicht nur Dein Geld, sondern auch Deine Zeit in Söttingen vergeudet hast. Ich selbst tann Dir in der Richtung leider nicht auf den Fuß zu stehen, aber ich werde meinen alten Freund, den Oberamtsrichter Munter, einen erprobten Juristen, darum bitten. Bereite Dich also darauf vor, von ihm examinert zu werden.“

Damit drehte sich der Oberförster kurz um und ging in's Haus.

Erich schüttelte sich, als sein Vater verschwand war. „Brrr“, meinte er, „die Sache ist verflucht schief gegangen. Der verdammte Leysohn! Nun, meine Schulden bin ich wenigstens los und der Alte wird sich mit der Zeit auch wieder beruhigen. Er bringt's nicht fertig, auf die Dauer ein brummiges Gesicht zu machen. Wenn nur das Examen gut ausfällt! Der alte Munter ist ein verdammter schlauer Kerl! Nun, glücklicher Weise bin ich auch nicht auf den Kopf gefallen und habe meine Zeit wenigstens nicht total verbummelt. Nachzuholen gibt es allerdings noch genug, damit kann ich gleich anfangen. Teufel! Wenn mich der Alte nicht wieder zur Unversität ließe, dem muß ich vorbeugen und mich hinter die Bücher setzen, wenn's auch fauren Schweiß kostet.“

Eine Viertelstunde später finden wir Erich schon auf einer etwas weiter vom Hause im Walde liegenden Bank mit dem Buche in der Hand sitzen. Es war ein stilles verborgenes Plätzchen, noch von früher her Erich bekannt und lieb. Oft hatte er hier als Schüler seine Aufgaben gelernt. Das Buch, in welchem er jetzt studierte, war ein Repetitorium des römischen Rechtes, eins jener Hilfsbücher, in denen der Stoff so kurz als möglich zusammengefaßt ist, um recht schnell dem Gedächtnis eingepflanzt werden zu können. Dabei tann natürlich von einem Einbringen in den Geist der Wissenschaft keine Rede sein, es ist ein rein mechanisches Auswendiglernen, aber bei solchen Studenten sehr beliebt, welche in wenigen Wochen nachholen müssen, wozu der — von ihnen freilich nicht innegehaltene — Studienplan sonst mehrere Semester verlangt. Daher hatte auch Erich jetzt zu diesem Buche seine Zuflucht genommen, und da in der Tat seine geistige Begabung weit über das Durchschnittsmäß hinausging, vor Allem sein Gedächtnis eminent war, mochte es ihm mit dessen

Hilfe in kurzer Zeit gelingen, die großen Lücken seines Wissens — wenigstens für die Augen eines nicht allzu erfahrenen Examinators — einzuwickeln zu verdecken.

Stunde auf Stunde verging. Endlich klappte Erich das Buch zu. „So, das ist genug für heute Morgen“, meinte er, „heute Nachmittag wieder einen Abschnitt; dann tann ich morgen den allgemeinen Teil zu Ende bringen. Nun, und bis Ende der Woche wird man mir ja wohl Zeit lassen, dann tann ich das Sachen- und Obligationenrecht auch noch durchpauken. Von dem anderen Kram brauche ich am Ende des zweiten Semesters noch nichts zu wissen. Oho, Alter, Dein Freund und Munter wird sehr zufrieden mit mir sein, und von einem Aufgeben des Studiums wird es ganz still werden.“

Er lehnte sich bequem zurück und schaute mit einem triumphierenden Blick um sich her, hinein in den stillen knospenden Wald. An einem in mäßiger Entfernung stehenden Baume trieb ein Eichhorn sein munteres Wesen. Erich konnte dasselbe von seinem Platz aus genau beobachten, er selbst aber blieb den Blicken des Tierchens verborgen, und da er sich ganz ruhig verhielt, hatte dasselbe von seiner Geheuer keine Ahnung. Munter fuhr es am Stamm des Baumes auf, verschwand dann und wann in seinem Dickicht am Wipfel befindlichen, deutlich in einer Astgabel sichtbaren Neste, streckte dann das Köpfchen mit der spitzen Schnauze und den großen schwarzbraunen Augen wieder heraus, denn bald der übrige kleine Körper folgte, setzte sich auf einen nahen Ast und leckte und putzte sich auf eine ebenso eifrige als possierliche Weise von den Haarpinseln der Ohren an bis zur äußersten Spitze des langbehaarnten rotbraunen Schwanzes. Darauf glitt es wieder am Stamm hinunter, hüpfte unten am Boden hin und her, hielt aber plötzlich inne und fuhr mit der äußersten Geschwindigkeit den Baum hinauf bis in sein Nest, in welchem es sich verbarg.

Erich glaubte schon, das Tier habe seine Anwesenheit bemerkt und wollte sich erheben, da gewahrte er den eigentlichen Grund der plötzlichen Flucht des Eichhorns. Es war ein Tier ungefähr noch einmal so groß als das Eichhörnchen, mit glänzendem kastanienbraunen Fell und einer orangegelben gefärbten Kehle. Daran, sowie an der langen jottigen Ruthe, an der spitzen steifhaarigen Schnauze und den eigentümlichen Form des kurzen Kopfes, welcher nicht bider war als der Hals, so daß sich der Lebergang von einem zum anderen kaum unterscheiden ließ, erkannte Erich auf den ersten Blick einen Edelmarder, den geschworenen Feind des Eichhörnchens.

Mit einem leichten, flüchtigen, fast grazios zu nennenden Hüpfen war das Tier in Erich's Gesichtskreis gelangt, aber ganz hingegenommen vom Jagdbetrieb, blieb auch ihm der Jüngling verborgen. Der Marder äugte scharf nach dem Baume hinauf, und das Nest oben gewährend, fuhr er mit nicht geringerer Geschwindigkeit als vorher das Eichhörnchen am Stamm hinauf; da schoß das letztere aus seinem Schlafwinkel hervor, glitt wie fliegende den Zweig entlang bis zu seiner äußersten Spitze und schlang sich von da mit sicherem Sprunge zum nächsten Baume hinüber. Aber ebenso gewandt folgte ihm der Edelmarder, ja mit noch größerer Schnelligkeit; mit einer Raschheit, welche mit der eines fliegenden Pfeiles zu vergleichen war, verfolgte er das Eichhörnchen vom zweiten zum dritten, vom dritten zum vierten Baume, wo er das fliehende Tier erreichte. Ein fast kreisförmiges Fischen des geängstigten Opfers, ein wildes Klaffendes Pfuchen des Räubers verkündeten auch dem aufmerksamen Ohr dieses Augenblick, dann sah Erich, wie der Edelmarder seine todte Beute, nachdem er ihr das Blut aussaugt, gleichgültig zur Erde fallen ließ und darauf in eleganten Sprüngen von Ast zu Ast zu dem ersten Baume zurückkehrte, wo er es sich im Neste seines Opfers bequem machte.

„So kommt man auch in der Welt weiter“, dachte Erich. „Wenn sich Einer mit Mühe und Fleiß ein Haus gegründet hat, tann ein Anderer, der härter oder listiger ist, wirft ihn aus seinem Besitz, tötet ihn wohl gar und eignet sich den erstickten an. In der menschlichen Gesellschaft geht es — glaube ich — manchmal auch so zu. Es gibt zu viel Leute, welche vom Schicksal wie bestimmt dazu erscheinen, als Opferlamm befandelt zu werden. Nun, zu dieser Sorte gehöre ich nicht, eher würde ich mir das Talent vertrauen, die Rolle des anderen Teiles zu spielen.“

Er erhob sich, aber bei dem mit der Beneidung verbundenen Geräusch fuhr wie ein Blitz der Kopf des Edelmarders aus dem Neste und ävate neugierig zu dem Menschen hinunter, welchen er jetzt erst in seiner Nähe ge-

wahrte. Die Blide des Raubtieres und des jungen Mannes begegneten sich. „Es ist eigentlich ein famoseres Tier, dieser Edelmarder, schön, klug und gewandt. Jetzt verstehe ich meinen Ahn erst, der sich so einen Marder zum Wappentier aussuchte. Der alte Herr hat damit viel Geschmaad bewiesen“ — mit diesen Gedanken wandte sich Erich von Martens um und kehrte langsam nach dem Forsthaus zurück.

Ohne eine Bewegung zu machen, folgte ihm das Raubtier mit den braunen, gellfunkelnden Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war.

10. Rebebilder.

Wieder stand Erich nach zwei Jahren auf dem Kirchhof, wo man neben dem Grabe der Mutter seinen Vater zur letzten Ruhe bettete. Der Himmel sandte einen leichten Sprühregen nieder und nachdem d. Geißliche den Segen gesprochen hatte, zerstreute sich schnell das Leihengefolge. Der Eine oder Andere brühte Erich die Hand und sprach einige teilnehmende Worte, welche der junge Mann mit stummem Kopfnicken erwiderte. Dann verließ er als der Letzte den Kirchhof und stieg langsam zu dem weißen Hause mit dem Kirchgewölbe hinauf, welches jetzt aufgeführt hatte, für ihn ein Elternhaus zu sein.

Der Tod des Vaters war für Erich ganz unerwartet gekommen. Er hatte die letzten Wochen am Sitze des höchsten Gerichtshofes zugebracht, um dort sein erstes juristisches Examen zu bestehen. Damit er während dieser Zeit sein ganzes Leben so wichtigen Periode durch nichts gestört werde, hatte der Oberförster erst, als es zum Neuesten ging, eingewilligt, von seiner Krankheit Erich Mitteilung zu machen. Die Nachricht kreuzte sich mit dem Telegramme, in welchem Erich meldete, daß er sein Examen glänzend absolviert habe. Die Kunde konnte der alte Herr v. Martens noch vernehmen, Erich selbst, der ihr auf dem Fuße folgte, fand ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Der junge Mann war sehr niedergedrückt. Noch mehr als der Tod des Vaters verübte die Aussicht in die Zukunft sein Gemüt. Zwar hatte er sein erstes Examen bestanden, aber bis er zum zweiten zugelassen wurde, mußten noch Jahre vergehen und selbst dann tann er noch längere Zeit warten, ehe er in eine etasmäßige Beschäftigung austräte. Auch hatten ihn gerade vor Kurzem die Ereignisse des verhängnisvollen Jahres 1866 der Konzeption beraubt, welche ihm als Sprößling einer alten hannoverschen Adelsfamilie sonst wohl zu Gebote gestanden hätten. Aber jetzt mußten ihm seine bisher einflussreichen Verbindungen eher schaden als nützen, da sich dieselben der frontirenden parlamentarischen Partei angeschlossen hatten. Er stand also ganz allein, ohne Verbindungen, ohne Vermögen und ohne für die nächsten Jahre eine Möglichkeit vor sich zu sehen, aus seinen Kenntnissen und seiner Arbeitskraft einen pekuniären Nutzen ziehen zu können. Das waren allerdings trübe Aussichten!

Im Forsthaus angekommen, griff Erich mit einem Seufzer nach dem Schlüsselbunde seines Vaters und setzte sich an dessen Schreibtisch, um aus den Papieren des Verstorbenen ein genaues Bild der Verhältnisse zu gewinnen. Aber je länger er sich damit beschäftigte, desto mehr klärte sich sein Antlitz auf. Zu seiner freudigen Ueberraschung bemerkte er nicht nur, daß sich sein Vater mit einer keineswegs unbedeutenden Summe in eine Lebensversicherung eingekauft hatte, sondern er fand auch ein kleines Paket Obligationen, von deren Vorhandensein er keine Ahnung gehabt und welche sein sparsamer Vater nach und nach erworben hatte. Rechnete er Alles zusammen, so konnte er bei bescheidenen Ansprüchen von den Zinsen leben; um allerdings so leben zu können, wie er es glaubte beanspruchen zu können, mußte er das Kapital angreifen. Aber warum sollte er das auch nicht? fragte sich Erich. Kam die Zeit, wo dasselbe aufgehört war, so war er auch in Amt und Würden und hatte eine gute Besoldung.

Schnell zogen die nächsten Jahre an dem Geiße des einsamen Mannes in dem Hause bei der Apostelkirche zu Döbburg vorüber, waren es Erich v. Martens doch auch in Wirklichkeit schnell und angenehm verstrichen. Wohin er kam, nahm man ihn mit offenen Armen auf, denn überallhin ging ihm der Ruf eines gewandten und talentvollen jungen Mannes von Familie und Vermögen voraus, der auf eines lebenswürdigen Gesellschafters und eines fleißigen Arbeiters. Vorbei! Man's hübscher Mädchenopfer tauchte in Martens' Erinnerung auf, manch' strahlendes Augenpaar, manch' roter Mund mit verheißungsvollem

Lächeln! Vorbei! Er hatte mit ihnen Allen gespielt, hatte mit ihnen gelächelt und gelobt, hatte die roten Lippen gelüht und über die Thränen gelacht, welche schöne Augen ihm nachweinten, wenn er sie um Anderer willen verließ. Für ihn war es nur ein Zeitvertreib gewesen, sein Herz blieb kalt. Was kümmerte es ihn, daß dies Spiel mehr als ein Lebensglück zerstörte und so manches Mädchenherz vergiftete? Dafür hatte er stets nur ein kühes Lächeln gehabt!

Auch das zweite Examen bestand Erich mit dem besten Erfolge. Als er aber nach demselben seinen Vermögensstand überschlug, fand er sein kleines Kapital sehr zusammengeschrumpfen. Er wunderte sich darüber aber nicht, wußte er doch am besten, wofür er sein Geld ausgegeben hatte. Es war allerdings etwas schneller gegangen, als er im Anfange gerechnet hatte; lebte er in derselben Weise wie bisher fort, so war es in einem Jahre zu Ende, und von einer ausreichenden Besoldung war dann noch immer keine Rede. Da faßte Martens einen schnellen Entschluß. Es war damals die Zeit, in welcher überall im deutschen Vaterland, dem Schwindel getrieben, neue Gründungen tühn und lustig in die Höhe schossen. Junge, kenntnißreiche und fleißige Juristen waren bei denselben ein sehr gesuchter Artikel und wurden von ihnen brillant bezahlt. Diese Gelegenheit, vorwärts zu kommen, ließ sich Erich nicht entgehen. Er quittierte den Staatsdienst und trat als Rechtskonsulent in die Dienste einer Aktiengesellschaft in Mainz, bei welcher er sich selbst mit dem Reste seines kleinen Kapitals beteiligte. Von dort trat er nach einiger Zeit zu einer in Wiesbaden domizilirenden Aktiengesellschaft als Direktor über und bezog nun, Tantienem und Beteiligungen etc. eingerechnet, ein Einkommen, welches demjenigen seines früheren obersten Chefs, des Justizministers, kaum nachstand. Er brauchte aber auch ein solches Einkommen. Eine elegante Wohnung, eine fashionable Equipage, ein paar Reitpferde, der Sport und das Spiel, kurz das ganze Leben in dieser futuristischen internationalen Gesellschaft, wie sie sich in Wiesbaden zusammenfindet, verschlang, was Martens einnahm, vollständig, ja, es genügte kaum dafür, und gewagte Börsenspekulationen sowie jene eigentümlichen Manipulationen, für welche die neueste Jurisprudenz den Namen „Verfälschung der Bilanz“ erfunden hat, mußten mehr wie einmal die nötigen Summen beschaffen.

Wie kurz die Blüthezeit des Schwindels dauerte, ist bekannt. Der Krach kam und mit ihm verbrachte auch die Aktiengesellschaft, an deren Spitze Martens als Direktor stand. Für die nun kommenden mageren Jahre hatte er in den fetten Jahren nichts zurückgelegt, im Gegenteil mußte er, um seine Engagements an der Börse abzuwickeln, seinen Kredit auf das Neueste ansprechen. Noch besaß er freilich Kredit, um sich denselben jedoch zu erhalten, mußte er seine bisherige luxuriöse Lebensweise beibehalten. Woher aber jetzt dazu die Mittel nehmen? Nun, vom Börsenspekulanten zum Spieler ist nur ein kleiner Schritt. Bisher hatte er das Spiel als Unterhaltung betrachtet, jetzt wurde er Spieler von Profession. Und da ihm das Glück häufig nicht günstig war, ging er bald noch einen Schritt weiter, er „korrigierte das Glück“ und wurde falscher Spieler.

Wie lustig diese Grundlage war, auf welcher jetzt seine ganze, äußerlich so glänzende Existenz beruhte, wußte Niemand besser als Martens selbst. Auch schloß es nicht an einer Warnung. Ein junger, als invalide pensionierter Offizier, ein Landsmann von Erich und weitläufig mit ihm verwandt, von guter Familie und bedeutendem Vermögen, war an Martens empfohlen. Obgleich der junge Mann von seiner schweren, im Reiterkampf bei Mars-la-Tour erhaltenen Verwundung nach jahrelangem Siechtum sich erst jetzt langsam zu erholen begann und gerade zur Beschleunigung seiner Rekonvaleszenz das milde Klima Wiesbadens aufgesucht hatte, nahm Martens doch keinen Anstand, ihn so tief als möglich in das leichtsinnige Treiben der neuesten Mode der schönen Bestadt zu verwickeln. Zumal suchte er ihn mit dem Spiel zu besreunden, und das gelang ihm denn auch mit dem besten Erfolge. Bald brachte der junge Hannoveraner Kraft für Nacht am Spieltische zu und große Summen wanderten aus seiner Tasche in diejenige Martens'. Das erweckte das Mißtrauen des Offiziers, er beobachtete Martens scharf und glaubte eines Abends eine verübliche Manipulation Erich's zu bemerken. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel und in Folge desselben am anderen Tage zum Duell. Martens' Gegner hatte den ersten Schuß, aber der junge Mann,

welcher in Folge seines Siechtums Jahre lang keine Pistole in der Hand gehabt hatte, schoß fehl. Kaltblütig erhob jetzt Martens seine Waffe und schoß, ohne mit einer Wimper zu zucken. Im nächsten Augenblicke stürzte sein Gegner, in's Herz getroffen, zusammen. Der brechende Blick seines Opfers ruhte mit einer furchtbaren Anklage auf Erich, aber dieser wandte sich mit einem kühlen Achselzucken ab. Die Raubtiernatur war jetzt in ihm vollständig entwickelt.

Aber dieser Vorfall hatte dennoch weitgehende Wirkungen für Martens. Selbst mit dem Blute seines Opfers konnte er den Verdacht, welchen der unglückliche Offizier ausgesprochen hatte, nicht ganz von sich abwaschen. Etwas davon blieb an ihm kleben, auszusprechen wagte es zwar Niemand, aber Martens fühlte es dennoch aus dem Betragen seiner Bekannten heraus. Auch über seine pekuniäre Lage verbreiteten sich ungünstige Gerüchte, seine zahlreichen Gläubiger drängten auf Zahlung, nur noch zu den allerhärtesten und ungünstigsten Bedingungen konnte er eine Proklamation ihrer Forderungen erlangen. Dazu verschloß sich ihm jetzt keine ergiebigste Einnahmequelle. Mit mißtrauischen Blicken beobachtet, wie er sich wußte, durfte er für die nächste Zeit nicht wagen, beim Spiele das „Glück zu korrigieren“, er mußte mit dem Zufrieden sein, was ihm die launische Fortuna freiwillig zuwarf. Das aber waren magere Brocken, denn Martens gehörte keineswegs zu den glücklichen Spielern.

(Fortsetzung folgt.)

Galanterien eines Kanibalen.

Im Verlag der Mac-Millan-Gesellschaft wird in den nächsten Wochen das Werk einer jungen Amerikanerin erscheinen, die als erste weiße Frau ohne Begleitung weißer Männer allein in das Herz des dunklen Weltteils eingedrungen ist; Fräulein Ida Vera Simonton hat ihre abenteuerliche Fahrt durch Zentralafrika von der französischen Kongo-Küste, von Kap Lopez aus angetreten; sie folgte auf ihrer Reise dem Lauf des Ogobe-Flusses, der nicht allzu weit von der neuen deutschen Kamerungrenze parallel mit dem Kongo verläuft und an dessen Ufern noch heute gefürchtete Kanibalenstämme haufen, denen erst kürzlich zwei Franzosen zum Opfer gefallen sind. Aber wie reich an Gefahren die Reise der tühnen jungen Amerikanerin auch gewesen ist, in ihrem ersten Berichte, den sie jetzt im American Magazine veröffentlicht, behält doch der Humor die Oberhand; denn Fräulein Simonton hat auf ihrer mühevollen Reise im reichsten Maße Gelegenheit gehabt, auch die heiteren Seiten kanibalischer Weltberachtung kennen zu lernen. Sie tann sich jetzt, nach dem glücklichen Abschluß ihrer Fahrt, rühmen, wohl die einzige Frau zu sein, der nicht weniger als zwanzig Kanibalen-Könige in aller Form Heiratsanträge gemacht haben, wenn auch diese Liebesbeweise, wie die junge Amerikanerin bemerkt, „wohl weniger auf meine persönlichen Reize zurückzuführen waren, als auf die Tatsache, daß ich die erste weiße Frau war, die jenen schwarzen Herrschern zu Gesicht kam.“

Schon kurz vor der kleinen französischen Station Lambarene am Ogobe erhielt Fräulein Simonton ihr erstes schmeichelfolles Heiratsanerbieten von schwarzer Seite. Der Werber war ein Ktomi-Häuptling aus Orungu, der von dem Wunder einer weißen Frau gehört hatte und einen mehrere Tage langen Marsch durch den Urwald nicht scheute, um der unbesehenen Erwählten

Brautgeschenke zu überreichen: Messer, Lamtams und selbstsam geformte afrikanische Musikinstrumente. „Er erbot sich sofort, mich zu seiner ersten Frau zu erheben“, so erzählt Fräulein Simonton. „Das erste“ war bei diesem Antrag nicht unwesentlich; denn mein schwarzer Freund hatte bereits zwölf Frauen. Ich sagte ihm, ich sei abergläubisch, bei uns zu Lande bringe die Zahl dreizehn Unglück, ich müße verzeihen lassen, er erbot sich, sofort eine von seinen anderen Frauen zu entlassen, um bei dem Dugend zu bleiben, doch als ich bei meinem Korbe beharrte, wurde er wirklich ärgerlich. „Du hältst dich für zu magere! Ich schnell machen fett wie andere Frauen“, erklärte er mir eifernd; denn die sein gilt als das erste Erfordernis weiblicher Schönheit.

Ich habe im Laufe meiner Reise oft genug beobachten müssen, wie magere kleine Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren zur Ehe buchstäblich gemästet werden; sie werden in eine Hütte gesperrt und müssen unzählige Bananen und riesige Mengen Bananenbrot essen. Wenn dann der Tag der Heirat kommt, können die armen Geschöpfe vor Fett kaum gehen und stehen. Und das war auch das Schicksal, das mir mein liebevoller schwarzer Freund und Verehrer freudvollst zugesandt hatte.“ Fräulein Simonton blieb einen Monat in Lambarene, ehe sie die Reise ins Innere fortsetzte; der französische Gouverneur wollte sie nicht ohne Eskorte ziehen lassen, da ihr Weg mitten durch die Kanibalenstämme führte, und so mußte sich die junge Amerikanerin dazwischen, sich von einigen schwarzen Kolonialsoldaten, vorwiegend Eingeborenen aus Madagaskar, begleiten und beschützen lassen. Nach ihrer Rückkehr in die Küstengegend lagerte Fräulein Simonton auf einer kleinen Insel in dem Fernand Vaz-See, unmittelbar am Äquator. Und hier belebte sich wieder der „Heiratsmarkt“, wiewohl die Bemühungen der schwarzen Bewerber ausnahmslos scheiterten. Einer der Häuptlinge war dabei seiner Sache so sicher, daß er seine Bewerbung überhaupt bekannt machte, und die Folge war, daß von allen Seiten die Kanibalenführer heranzüströmten und mit Geschenken beladen, die weiße Frau zur Gattin begehrten. Es war nicht immer leicht, die Ablehnung zu begründen und den schwarzen Königen klar zu machen. Fräulein Simonton mußte sehr diplomatisch vorgehen, um nicht den Zorn der Bewerber zu erwecken. Denn einer wie der andere war sprachlos vor Verblüffung, wenn die Amerikanerin kein Ja sagte und sie vermochten es nicht zu fassen, daß es eine Frau auf dieser Welt geben könne, die bei einem solchen glänzenden Angebot auf ein Leben in Glück und Fett nicht dankbar sofort mit beiden Händen zugriff.

In London erschien ein Besucher der Oper im schwarzen Ballhemd. Diese Mode büßte im ruhigen Pittsburg rasch Anhang finben.

Wenn Zucker ins Wasser fällt, löst er sich auf. Wenn aber der Prozeß zur Auflösung der amerikanischen Zuckerraffinerie-Gesellschaft ins Wasser fällt, dann wird sie nicht aufgelöst.

Onkel Sam wird sich mit dem Kupfertrug fast stellen müssen, sonst erhöht er die Preise und die Halb-Cent-Stücke werden dem guten Onkel drei Viertel Cent kosten.

In New Jersey wurden einem Manne als Entschädigung für die Entfremdung der Reingung seiner Gattin \$887.50 zugesprochen. Der erlittene Schmerz ist in diesem Falle mit peinlichster Gewissenhaftigkeit bis auf den Cent berechnet worden.



— Nennen Sie mir die Fähigkeit der Liebe. Vera Simonton. — Gedruckt, als West und in Weber'schen!